

Hilke Lorenz

DIE AKTE VERSCHICKUNGS- KINDER



Wie Kurheime für Generationen
zum Albtraum wurden



BELTZ

Leseprobe aus Lorenz, Die Akte Verschickungskinder.
Wie Kurheime für Generationen zum Albtraum wurden,
ISBN 978-3-407-86655-4 © 2021 Beltz Verlag, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-86655-4](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-86655-4)

Inhalt

<i>Vorwort</i>	Die Wand des Schweigens <i>von Dr. Herbert Renz-Polster</i>	9
<i>Einleitung</i>	Das System Kinderkurverschickung	17
<i>Kapitel 1</i>	Das Heimweh-Trauma <i>Sabine in Bad Rappenau</i>	39
<i>Kapitel 2</i>	Gesunde Kinder werden starke Arbeitskräfte <i>Woher stammt die Idee der Kinderkur?</i>	68
<i>Kapitel 3</i>	Das NS-Erbe <i>Andrea in Bad Friedrichshall</i>	85
<i>Kapitel 4</i>	Gefangen im Horrorszenario <i>Helmut in Herrlingen</i>	134
<i>Kapitel 5</i>	Kinder als Verschiebemasse <i>Heike auf Borkum und in Heimenkirch</i>	167
<i>Kapitel 6</i>	Pädagogik der Einschüchterung <i>Reinhard auf Borkum</i>	189
<i>Kapitel 7</i>	Schädliche Medizin <i>Evelin in Scheidegg und Bayerisch Gmain</i>	201

- Kapitel 8 Verschickungsqual in Dauerschleife**
*Albert in Scheidegg, Berchtesgaden, Bad Reichenhall,
Oberjoch und auf Norderney 220*
- Kapitel 9 Ausgeliefert und kein Entkommen**
*Melanie in Bad Dür rheim, Gerhard in Bad Rappenau,
Barbara auf Sylt, Andrea in Hirsau 250*
- Kapitel 10 Gegenwehr und Gegenentwürfe in Oberstdorf
und Sylt 275**
- Nachwort Der Verdacht ist nun Gewissheit 292**
- Dank 296*
Literatur 298

Einleitung

Das System Kinderkurverschickung

Getreu dem Motto »Luftveränderung tut jedem gut« sind ab der zweiten Hälfte der 1940er-Jahre bis weit in die 1980er-Jahre hinein in der Bundesrepublik alljährlich etwa eine Viertelmillion Kinder in die Kindererholung verschickt worden. Die Jüngsten waren knapp ein Jahr alt, die Ältesten standen am Beginn der Pubertät. Insgesamt betraf es im Lauf der Jahrzehnte geschätzt acht Millionen Kinder. Mal ging es in ein Haus in der näheren Umgebung, mal wurde quer durch Deutschland verschickt – in die Berge, an die See, in die verstreut liegenden Solebäder. Die Kinder reisten nach Amrum, Norderney, Föhr oder Sylt ebenso wie ins Allgäu, in den Schwarzwald oder den Harz.

Das Wort »Verschickungskinder« hören manche der Betroffenen heute zum ersten Mal. Aber es scheint ihnen sofort passend für ihr damaliges und oft auch noch ihr späteres Lebensgefühl. Verschickt zu werden, das heißt unter anderem, vom Individuum zur Nummer zu werden. Für sechs Wochen und manchmal gar für länger waren diese Kinder einem System ausgeliefert, das zu ihrem Besten sein sollte. Viele hatten fürchterliches Heimweh, nicht wenige waren verzweifelt, erlebten ihren Aufenthalt als puren Albtraum, leiden noch heute unter ihren Erlebnissen dort. Sie wollen Aufklärung darüber, warum sie in Kur geschickt wurden und warum sich ein System, das ihnen Schaden zugefügt hat, so lange halten konnte.

Dabei trug es einen vielversprechenden Namen: Kinderkur. Die Idee, Kinder mit etwas aufzupäppeln, was sie im Alltag nicht ausreichend bekamen, war angesichts der schlechten Versorgungslage direkt nach dem Zweiten Weltkrieg so zündend wie ehrbar. Kränkelnde und schwache Kinder sollten sich endlich satt essen können, frische Luft bekommen, neue Anregungen erhalten. Aber was viele Kinder der aufstrebenden Bundesrepublik in den schließlich fast 1000 Erholungsheimen in öffentlicher, kirchlicher und privater Trägerschaft erlebt haben, hat Narben hinterlassen. Warum hat das so lange niemanden interessiert? Gab es keine Signale oder Hilferufe? Oder hat man nicht richtig und geduldig genug hingehört, wenn Kinder versuchten, das Erlebte zu schildern? Womöglich hat man es von ihnen gehört, ihnen aber nicht geglaubt, sie für vermeintliche Lügen und Übertreibungen gar noch getadelt? War das Wahrnehmen unmöglich in einem Land, das in Normalität und Routine verliert war, weil es den großen Ausnahmezustand von Faschismus und Krieg vergessen wollte? Wurden die Kinder der Bundesrepublik die späten Opfer der Sozialisation ihrer Eltern und des Heimpersonals in autoritären Strukturen sowie der alle Maßstäbe verschiebenden Kriegserfahrungen? Viele Erwachsene dieser Zeit jedenfalls hatten Härte gegen sich selbst eingepaukt bekommen und das Durchhalten als Überlebensprinzip verinnerlicht. Hier stellt sich auch die Frage, was in der Bundesrepublik zugunsten des wirtschaftlichen Wiederaufbaus, zur Erreichung der Ziele der Nachkriegselterngeneration alles zu kurz kam? Was war hier wichtiger als das Einfühlen in die Kinderseele: das Erarbeiten von Statussymbolen, die Fassade einer funktionierenden Familie – und mit all dem das Vergessen der Vergangenheit? Welches Menschen- und speziell welches Kinderbild herrschte hier (immer noch?) vor, um mit Kindern so umgehen zu können?

Die Verschickungskinder haben nicht das große, inzwischen gesellschaftlich anerkannte Drama jener Heimkinder erlebt, die in der Bundesrepublik und der DDR jahrelang seelische und körperliche Gewalt aushalten mussten und deren Biografien und Entfaltungsmöglichkeiten bis in die Gegenwart zerstört worden sind. Nicht ehelich – im Behördenjargon: verwahrlost – aufzuwachsen, reichte oft schon, um in den Fokus des Jugendamtes zu geraten. Im Schatten solchen Unrechts haben die Verschickungskinder öffentlich geschwiegen.

Den kindlichen Willen brechen

Mancher, der verschont blieb, fragt, was denn in ein paar wenigen Wochen Kur so Großes passiert sein sollte, dass es bis heute in den Leben der Verschickungskinder weiterwirkt? Was in den Kuren geschah, war fraglos zeitlich viel begrenzter als die Schikanen, Demütigungen und Übergriffe, die Heimkinder der frühen Bundesrepublik und der DDR erlebt haben. Aber in beiden Heimstrukturen handelte man aus dem gleichen Denken heraus: Man agierte aus Prinzip respektlos gegenüber Kindern, weil das Brechen des kindlichen Eigenwillens als Schlüssel zur Entwicklung des sozial gut integrierten Erwachsenen galt. Und diese Haltung beziehungsweise die Taten und Unterlassungen, die aus ihr erwachsen, können zumindest in manchen Seelen auch in kurzer Zeit großen Schaden anrichten. Das eben bezeugen die Geschichten jener Verschickungskinder, die verstört und verletzt aus der Kur zurückkehrten. Das Hauptaugenmerk dieses Buches liegt auf den Bedingungen, unter denen die Verschickung zu einem Massenphänomen in der prosperierenden Bundesrepublik wurde. In dem Deutschland, das für sich in Abgrenzung zur DDR in

Anspruch nahm, Kinder nicht in staatlichen oder politischen Jugendorganisationen zu konditionieren oder gar zu gängeln.

Dieses Buch handelt von einem bislang unerzählten Kapitel der deutschen Nachkriegsgeschichte. Die Wurzeln des Geschehens reichen dabei weit zurück bis in die Kaiserzeit. Und es ist auch kein rein deutsches Phänomen. In den Niederlanden etwa waren die Bleekneusjes, die Blassnasen, und ihr Schicksal schon 1998 Thema einer Ausstellung und eines Erzählprojektes im Freilichtmuseum Arnheim. Ihre Geschichte gleicht der ihrer deutschen Leidensgenossen: Fern der Familien sollten sie genesen – stattdessen vergrößerte sich ihr Leid dort oft. Für alle Länder gilt: Die Folgen dieser Erholungskuren für die psychische Gesundheit so mancher ehemaliger Verschickungskinder erstrecken sich bis in die Gegenwart.

Gab es eine Gesundheitsfürsorgeindustrie?

Wenn nun auch in Deutschland das einst Erlebte in den älter gewordenen Verschickten nach oben und endlich in die Öffentlichkeit drängt, dann stellen sich zusätzlich spezifisch deutsche Fragen. Das Schicksal der Verschickungskinder rührt an die Frage, wie sehr oder wie wenig die Nachkriegsgesellschaft tatsächlich mit Haltungen, Ideen und Konzepten gebrochen hat, die zum Faschismus geführt und im Dritten Reich ihre grausige Blüte erlebt hatten. Führt eine direkte Linie von der Pädagogik der NS-Ideologie und deren Erziehungsbibel *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind*, die Johanna Haarer verfasst hatte, zu jenem Kasernenhofdrill, der den jungen Kurgästen in manchen Heimen abverlangt und durch unmenschliche Methoden erzwungen wurde? Waren die Menschen, die in den Heimen Verantwortung trugen, selbst

Opfer ihrer eigenen Traumata oder der ihrer Eltern? Gaben sie die Grausamkeiten, denen sie selbst ausgesetzt waren, an Schwächere weiter? Gab es jenseits einer möglicherweise von der NS-Erziehungsdoktrin durchtränkten Pädagogik in den Kurheimen zumindest in den ersten Jahrzehnten der jungen Bundesrepublik auch eine Kontinuität des medizinischen und pflegerischen Personals? Oder war alles bloß die Folge der Überforderung des Personals und eines damals schon herrschenden Personalman-gels? Und gab es womöglich eine Gesundheitsfürsorgeindustrie, die unabhängig von medizinischem Nutzen an den Kinderkuren als lukrativem Wirtschaftszweig in strukturschwachen Regionen verdiente?

Die folgenden Recherchen werden belegen: Ja, es gab diese Gesundheitsfürsorgeindustrie. Kinderärzte wurden beispielsweise Mitte der 1970er-Jahre dazu angehalten, zur Auslastung von Kinderkurheimen beizutragen, als Anreiz wurden ihre Kurverschreibungen honoriert.

Solche Fragen waren lange tabu. Mittlerweile werden sie auch von der Politik gestellt, im Januar 2020 bei einem Gespräch mit der Autorin über das Thema etwa vom baden-württembergischen Sozialminister Manne Lucha. Die Familienminister aller Bundesländer haben inzwischen gemeinsam an das Bundesforschungsministerium appelliert, ein Forschungsprojekt zum Thema auf den Weg zu bringen. In Baden-Württemberg hat das Sozialministerium Vertreter von Verbänden, Krankenkassen, Kurträgern und ehemaligen Verschickungskindern zum regelmäßigen Austausch eingeladen. Das erklärte Ziel dieser Treffen heißt: Aufklärung der Geschehnisse in den Kurheimen. Andere Bundesländer tun Ähnliches.

Es ist an der Zeit, die Tür in diese Vergangenheit weit aufzumachen und das Dunkel auszuleuchten. Die heute erwachse-

nen Kinder zu sehen, in denen einst etwas zerstört wurde, als niemand ihre Heimwehtränen trocknete. Als sie Teller leer essen mussten, auch wenn sie vor lauter Ekel erbrachen. Als sie nicht wagten, in ihren Briefen nach Hause ihre Qualen und Ohnmachtserfahrungen anzusprechen, weil sie befürchteten, dass ihnen niemand glauben, das Heimpersonal vielleicht aber die Briefe lesen und sie zusätzlich bestrafen würde.

Kinder warnten sich gegenseitig

Was die Erwachsenen nicht ahnten oder nicht ahnen wollten, sprach sich unter den Kindern teilweise sehr wohl herum. Die knapp sechsjährige Ursula aus dem Sauerland bekam Ende der 1960er-Jahre von ihrem Bruder, der ein Jahr zuvor verschickt worden war, den Tipp, am Abend vor der Abreise eine ganze Tube Zahnpasta aufzuessen. Sie bekomme dann so hohes Fieber, dass man sie unmöglich in den Zug setzen könne. Ursula wollte auf keinen Fall erleben, was ihr Bruder in der Kur erlebt hatte. Sie hatte zwar nur eine verschwommene Ahnung davon, was das im Einzelnen war, aber sie hatte bemerkt: Er war nach seiner Rückkehr nicht mehr der lebhafteste Junge von vorher. Er war nun verschlossen und in sich gekehrt. Ursula ging kein Risiko ein. Sie aß die Zahnpasta. »Ich bin drum herumgekommen«, sagt sie heute und meint die Kinderkur.

Auch Martina wusste, dass es schlimm werden konnte. Sie erinnert sich noch an die Erleichterung unter den Kindern im Zug von Süddeutschland an die Nordsee, als der wirklich bis nach Sylt fuhr und nicht in Richtung Norderney abbog. Von Norderney hatten sie nämlich Fürchterliches gehört. Angsteinflößende Geschichten kursierten über viele Heime. Die Erwachsenen ha-

ben sie offenbar weggewischt, wie Geschichten vom Spukmann unter dem Bett.

Warum melden sich die ehemaligen Verschickungskinder erst jetzt zu Wort, viele Jahrzehnte später? Ein wichtiger Teil der Antwort liegt in der Ungleichheit des Erlebens. Ansätze zum Erzählen trafen immer wieder auf den Unglauben, den Spott oder die Wut anderer, die ebenfalls eine Kinderkur absolviert haben, aber ganz andere Bilder und Erinnerungen mitbrachten – schöne Erinnerungen, die sie sich nicht zerreden lassen wollten. In manchen Familien geraten Geschwister über die Frage, was in der Kinderkur geschehen ist, im Erwachsenenalter in erbitterten Streit. Es geht um nicht weniger als die Deutungshoheit über die eigene Kindheit.

Die einen möchten eine geborgene Kindheit hinter sich wissen. Die anderen können keinen Frieden mit dem Damals schließen, sie möchten, dass man ihre Verwundungen endlich zur Kenntnis nimmt. Hört man genauer hin, eint die Betroffenen jedoch noch etwas anderes, eine gemeinsame Sorge: Nie mehr sollen Kinder solch institutioneller Gewalt ausgesetzt sein wie sie einst. Und für das eigene Leben gilt wohl für die meisten, was Melanie, 1976 als Sechsjährige nach Bad Dür rheim verschickt, so formuliert: »Ich möchte mich, wenn ich alt bin und Hilfe brauche, nie mehr so ohnmächtig fühlen wie damals als Kind.« Die Angst, noch einmal als Schwächere in einem Machtgefüge anderen, Stärkeren hilflos ausgeliefert zu sein, ist für sie ein unerträglicher Gedanke. Und nicht nur für sie.

»Wir waren ja alle so klein«, beschreibt eine andere Verschickte mehr als eine Altersstufe oder Körpergröße. Und eine weitere findet mit den Worten »Wir wurden alle ganz nackig gemacht« ein schlüssiges Bild für die Erfahrung des Ausgeliefertseins. »Alles war plötzlich weg: die vertraute Umgebung, die Familie, die

Freunde. Einfach alles.« Hört man solche Sätze, sieht man unwillkürlich schutzlose kleine Mädchen vor sich, nicht erwachsene Frauen, die nun selbst längst erwachsene Kinder haben.

Medikamentengabe ohne medizinische Indikation

Für Medikamentenversuche, wie sie die Pharmazeutin Sylvia Wagner für Erziehungsheime nachgewiesen hat, wurden bislang keine Belege in den Akten zur Verschickung gefunden. Aber schon früh sagte Wagner, dass es einige Hinweise gebe, dass Kinder in den Kindererholungsheimen sediert worden seien. Wagner hält das für sehr naheliegend, weiß sie doch aus ihrer Recherche, dass in der Eingewöhnungs- und Heimwehphase der Heimerziehungsunterbringung Kinder medikamentös sediert wurden. Warum, fragt sie, solle das bei der vergleichbaren Personalsituation – zu wenig und fachlich oft nicht qualifiziert – in den Kindererholungsheimen anders gewesen sein?

Für die Heilstätte Maria Grünewald, in Wittlich in der Eifel gelegen, hat sie in der Fachzeitschrift *Medizinische Welt* einen Bericht aus dem Jahr 1961 über den Einsatz von Contergan »als ideales Mittel zur Sedierung unserer tuberkulosekranken Kinder« gefunden. »Kinder, die besonders unter der Trennung von zu Hause litten, gewöhnten sich viel schneller in ihre neue Umgebung ein und wurden ausgeglichener, wenn man schon am ersten Tag mit der Verabreichung von Contergan begann«, zitiert Wagner den Bericht.

Auch in den Kindererholungsheimen gab es abends Tee. Manche Kurkinder erinnern sich, nach dem Genuss des Getränks müde geworden zu sein. Das passt zu der Anweisung, die der

Kinderarzt und Hannoveraner Pädiatrie-Professors Kurt Nitsch 1961 in einer Abhandlung, verfasst mit Kurt Hartung, gibt. Unter dem Titel *Klimakuren bei Kindern. Zur Behandlung von Konstitutionsschwächen* schreibt er: »Wir bekennen uns zu der Auffassung, dass besonders sensible und vegetativ labile Kinder mit großem therapeutischen Nutzen in Krisenzeiten oder bei Änderung des Milieus kurzfristig sedativ behandelt werden können. So ist es etwa sinnvoll, in der ersten Zeit einer Klimakur ein leichtes Schlafmittel am Abend zu geben und über Tag ein niedrig dosiertes Sedativum. Die Kinder gewöhnen sich schneller ein und werden in ihrer allgemeinen Umstimmung nicht durch unerwünschte Reize behindert. Ebenso sind wir davon überzeugt, dass besonders psycholabile Kinder zur Eingewöhnung kurze Zeit ohne Schaden mit Meprobamaten oder ähnlichen Präparaten behandelt werden dürfen.« Das sind Beruhigungsmittel und Tranquilizer, die, wie Wagner betont, medizinisch nicht indiziert waren. Ohne Einverständnis der Eltern sei eine solche Medikamentierung Körperverletzung.

Die Erinnerungen mancher Kinder an sogenannte Heimwehpillen passen ins Bild. Andere erinnern sich an Spritzen. Auch davon wird hier noch ausführlich die Rede sein.

Nitsch ist es auch, der in der erwähnten Anleitung zur Durchführung der Klimakur rät, Kindern keinesfalls den ersehnten Nutzen ihres Verschickungsaufenthaltes als Begründung für die Reise zu nennen. »Vielmehr muss dem Kind suggeriert werden, dass ›die schönste Reise seines Lebens‹ bevorstehe.«

Heimweh als Synonym für Trauma

Die Briefe aus der Kur enthielten meist keine Details zu Atmosphäre, Abläufen, Problemen. Aber manchmal genügen wenige Worte, um alles zu vermitteln. Diese sechs zum Beispiel: »Ich möchte so gerne nach Hause.« Keine emotionalen Schnörkel, keine künstliche Dramatik. Und doch ist das ein Notruf, abgesetzt in tiefster Verzweiflung. Geschrieben hat den Satz die neunjährige Dagmar am 4. Mai 1970.

1970: Das ist das Jahr, in dem die Beatles kurz vor ihrer Auflösung ihre Fans in aller Welt noch immer in Ekstase versetzen. Aber auch Simon & Garfunkel, Led Zeppelin und viele weitere Musiker veröffentlichen wegweisende Alben: Die Popmusik spiegelt wie die Mode einen großen Umbruch. Die Röcke waren längst kürzer geworden, die Sitten lockerer. In Berlin wird am 14. Mai der Kaufhausbrandstifter Andreas Baader befreit – dies gilt als Geburtsstunde der Roten Armee Fraktion. Die Welt ist in Aufruhr. Autoritäten werden infrage gestellt, Gewissheiten wanken. Von all dem aber ist in den Kinderholungsheimen nichts zu bemerken. Sie befinden sich an Orten, deren Namen einen guten Klang haben, weil sie auch für Erwachsene beliebte Urlaubsziele sind. Ihre Namen bringen den Geruch von Seeluft und Sonne oder den erdigen Geschmack von Wald mit sich. Aber der schöne Schein trügt.

Dagmars Brief veranschaulicht, wie bedrohlich und einschüchternd viele Kinder die fremdverordnete Erholung empfunden haben. Er ist mit Tinte geschrieben, in der ungelenten Schrift eines Grundschulkindes. Man sieht den Buchstaben die Mühe an, die es das Mädchen gekostet hat, sie ohne Kleckse und unschöne Korrekturen zu Papier zu bringen. Aber gerade in ihrer Bescheidenheit schnüren einem Dagmars Worte die Kehle zu.

Sie erzählen nicht von offensichtlich Skandalösem. Sie sind eine stille Bitte um Erlösung. Sie sagen nicht, wie furchtbar das Leben an diesem fernen Ort ist. Kein Wort von Einsamkeit, fehlender Zuwendung und dem Gefühl, mutterseelenalleine inmitten der anderen zu sein. Doch zwischen den Zeilen hockt das Elend. Gerade mal zwei Wochen ihrer Kur hatte Dagmar hinter sich, als sie diesen Brief schrieb. Vier Wochen lagen also noch vor ihr. Sie berichtet davon, wie viel Schnee jetzt im Mai noch liege. Dass die Sonne bei den Spaziergängen so sehr blende, dass sie eine Sonnenbrille brauche. Fast hat man den Eindruck, alles Drumherum in diesem Brief diene nur einem einzigen Zweck. Dem nämlich, den einen wichtigen Satz endlich loswerden zu können, ihn gleichzeitig aber auch gut zu tarnen. »Ich möchte so gerne nach Hause.« Dagmar fügte noch eine Bitte dazu: »Schreib mir mal ein paar Karten oder Briefe.« Auf den Briefumschlag hat sie mit Buntstiften ein großes rotes Herz gemalt. Es hängt an einer roten Schnur und verschließt den Briefumschlag wie ein Siegel. Nur die Adressaten also sollten lesen, was das kindliche Herz so sehr beschwerte. Wie vernünftig ist dieses Kind, wie sehr bemüht, den Konversationston der Erwachsenen zu treffen. Um keinen Preis will es auffallen oder gar Ärger machen.

»Sechs Wochen waren einfach eine viel zu lange Zeit«, sagt Dagmar heute. Und die begann schon mit einem Schock. Gleich beim Eintreffen im Kurheim wurden Dagmar und ihr ein Jahr jüngerer Bruder getrennt. Dabei war das doch beider Trost gewesen: dass sie in der Fremde ein vertrautes Gesicht nahe bei sich haben würden. Vielen Geschwistern oder Freunden erging es so. Noch zu Beginn der 1990er-Jahre, berichtet eine Verschickte, wurden die Betten von ihr und ihrer Zwillingsschwester auseinandergestellt. Die beiden hatten einander zum Trost bei der Hand gehalten, um einschlafen zu können. Der knapp sechsjäh-

rigen Caroline war die Vorstellung von einem Urlaub mit den drei Jungs aus ihrem Wohnhaus, die wie Brüder für sie waren, zunächst durchaus verlockend erschienen. Aber die hier das Regiment führenden Nonnen trennten sie gleich bei der Ankunft im hessischen Bad Soden von ihren Freunden. Caroline hatte das starke Empfinden: »Das ist ungerecht.« Dem ersten Schrecken sollten weitere folgen.



Caroline (2. von links) glücklich wieder zu Hause nach der Kur

Dass viele Verschickungskinder angepasst und demütig auf ihre emotionale Entwurzelung reagiert haben, wurde als Beweis für die Charakterbildungskraft des Systems gewertet. Diese krude Interpretation belegen viele Entlassberichte der Kurärzte an den jeweiligen Kinder- oder Hausarzt: »Albert ist ein braves Kind« steht da etwa. In diesem Fall wurde aber nur aktenkundig gemacht, wie sich ein Kind aus Selbstschutz in innere Emigration und Re-

signation geflüchtet hat. Auch Dagmar und Caroline fühlten sich ohnmächtig. »Ich habe mich gefügt und darauf gewartet, dass die sechs Wochen um sind«, sagt die erwachsene Caroline.

Wenn Kinder sich beklagten, dann wurde das routiniert abgewiegelt. Immer wieder findet sich dieser Mechanismus in den Akten: Der Beschwerde eines Kindes folgt das Verwiesenwerden ins Reich der Erfindungen. Via Kinderschutzbund gelangten beispielsweise im Jahr 1965 die Vorwürfe einer Siebenjährigen an das badische Landesjugendamt in Karlsruhe. »Am meisten entsetzt sind wir über die sehr glaubhafte Erzählung des Kindes, dass die Kinder, wenn sie nicht essen wollten, mit der Peitsche zum Essen gezwungen würden, und wenn sie sich erbrechen, das Erbrochene wieder essen müssten. Abends nach 8 Uhr dürfen die Kinder nicht mehr austreten. Bis 8 Uhr morgens sind die Klosetts verschlossen. Bei nassen Betten gibt es Prügel, ebenso bei Verschmutzung der Betten durch Nasenbluten. (...) Wir halten es für ausgeschlossen, dass das Kind alles erfunden hat«, schreibt die Sachbearbeiterin – mit der Bitte um Aufklärung.

Das zuständige Landratsamt Sinzheim jedoch »sieht keine Veranlassung, die Arbeitsweise des Kindererholungsheims zu bemängeln«. Gewährsfrau für diese amtliche Zurückweisung der Vorwürfe ist keine unabhängige Prüferin, sondern der Einfachheit halber eine der in Verdacht Gezogenen – die stellvertretende Heimleiterin. Die hat wissen lassen, die Behauptung, dass Kinder nachts nicht austreten dürften, sei unrichtig. »Kinder, bei denen bekannt ist, dass sie Bettnässer sind, erhalten am Abend weniger Flüssigkeit und werden außerdem bei den Mahlzeiten entsprechend berücksichtigt.« Auf den Vorhalt, dass die Kinder mit der Peitsche zum Essen gezwungen würden und Erbrochenes wieder essen müssten, hat die Heimleitung erklärt, es gebe im ganzen Heim weder Stock noch Peitsche.

Zum Vorhalt, das Kind könne doch nicht alles erfunden haben, erklärte die anwesende Ordensschwester laut Antwortschreiben des Landratsamtes, es sei unrichtig, dass überhaupt geschlagen werde. »Es wird zugegeben, dass es einmal vorkommt, dass ein Kind von einer Tante einen ›Klaps‹ bekommt, wenn dies zur Herstellung der Disziplin erforderlich ist.«

Aufarbeiten statt leugnen

Banalisieren, bagatellisieren, leugnen, wegschieben: Was hier am Einzelbeispiel sichtbar wird, war bis fast in die Gegenwart das Modell für den Umgang mit Problemen in der Gesundheitsindustriesparte Kinderkuren. Und noch heute findet sich in einem internen Gedankenaustausch auf Heimleitungsebene der Satz, der nicht von einer Offenheit im Umgang mit der eigenen Geschichte spricht. »Noch bin ich sehr zuversichtlich, dass uns kein Schatten aus einer längst vergangenen Zeit trifft«, ist da in einer Mail zu lesen. Viele der Fragen rund um den Komplex sind augenblicklich noch nicht abschließend zu beantworten. Sie müssen Teil weiter gehender interdisziplinärer Forschung sein. Dieses Buch erzählt von Einzelschicksalen, die jedoch über sich hinausweisen. Es stellt Recherchen vor, die an anderer Stelle mit großer Wahrscheinlichkeit ähnliche Ergebnisse zutage bringen werden. Außer Frage steht aber schon jetzt: Was geschehen ist, hat Kinderseelen verletzt. Es widersprach allen Prinzipien der Bindungstheorie. Die Kinder waren in der Kinderkur einem System ausgesetzt, das zumindest in der Praxis völlig außer Acht ließ, dass zur körperlichen immer auch die seelische Gesundheit gehört.

Die erfahrene Familientrauerbegleiterin Mechthild Schroe-

ter-Rupieper aus Gelsenkirchen, selbst ein Verschickungskind aus dem Ruhrgebiet, hat eine interessante Beobachtung gemacht. In ihren Trauerseminaren lässt sie die Teilnehmer immer dort auf ihrer Lebenslinie eine Kerze hinstellen, wo zum ersten Mal Traurigkeit in ihr Leben gekommen ist. Die 56-Jährige hat festgestellt, dass die Frauen und Männer oft die Zeit in der Kinderkur mit einem Licht markieren. Auch Mechthild Schroeter-Rupieper selbst hat ihre Kerze genau dort hingestellt. Sie rechnet die Zeit der Kinderkur in vielen Biografien der Kategorie der noch immer nicht gelebten Trauer zu.

Zur Verteidigung des manchmal ignoranten Umgangs mit den Kindern, ist man schnell geneigt, partielle Themenblindheit zu unterstellen: Damals habe man bei Kinderkrankheiten eben rein von dieser Physis her gedacht. So aber stimmt diese Verallgemeinerung nicht. Mancher Fall macht ratlos, weil schlicht eins und eins nicht zusammengezählt wurden. So liest sich der Bericht einer Mutter aus dem Jahr 1973 über die Kur ihrer gerade mal 21 Monate alten Tochter wie das Protokoll eines vorsätzlichen ärztlichen Kunstfehlers. Das Kind, das so früh schon zwei Lungenentzündungen hinter sich hatte, neigte zu Asthmaanfällen. Die traten regelmäßig montags auf. Dann nämlich verließ der Vater, der weit entfernt arbeitete, die Familie wieder für die ganze Woche. Der Kinderarzt vermutete ganz nachvollziehbar, die Anfälle seien seelisch bedingt. Überhaupt nicht nachvollziehbar ist, was er nun als Kur für diese ins Körperliche durchschlagende Trennungsangst verordnet: einen vierwöchigen Kuraufenthalt für das noch nicht einmal zweijährige Mädchen! Wieso er es sinnvoll fand, dieses Kind ohne jede vertraute Bezugsperson auf die Nordseeinsel Norderney zu schicken, wird sein Geheimnis bleiben. Die Mutter erinnert sich, dass der Verordnung ausdrücklich nicht nur die »gute Seeluft« zugrunde lag, sondern

sie auch die Chance für die Tochter beinhalten sollte, sich ein wenig mehr vom Vater abzukoppeln. Die Angst vor dem Verlust des Vaters sollte also durch eine noch brutalere Trennung geheilt werden. Schweren Herzens, aber dem folgend, was sie für höhere ärztliche Einsicht hielten, brachten die Eltern ihre Tochter in das von der Krankenkasse zugewiesene Erholungsheim.

Dort nahm eine Schwester in Ordenstracht Erwachsene und Kleinkind in Empfang. Die Eltern bugsierte sie in einen Büroraum. Das Mädchen nahm sie an der Hand und verschwand mit ihm in den Tiefen des alten Klinkersteingebäudes. Die Eltern hatten keine Gelegenheit, ihre Tochter noch einmal in den Arm zu nehmen oder ihr ein paar tröstende Worte zu sagen. Dieser Moment hatte Züge einer Entführung. Doch damit nicht genug: Besuche seien verboten, tat die Schwester den überrumpelten Eltern kund. Dies war über lange Zeit eine weitverbreitete Regel in den Kurheimen – zwar nicht unbedingt rechtskonform, dafür umso gängiger. Lediglich im Heim anrufen durften sie, aber nur einmal in der Woche, um sich nach ihrer Tochter und deren Gesundheitszustand zu erkundigen. Das Kind selbst durfte nicht ans Telefon. Die Eltern durften nur zuhören, wie sich eine Schwester mit der Kleinen unterhielt. Man kann sich ausmalen, welch Quälerei das für Kind und Eltern war.

Das Weihnachtsfest 1973, zu dem die Tochter wieder hätte zu Hause sein sollen, wollte man zum Trost besonders schön gestalten. Doch das Kind durfte noch nicht zurück nach Hause. Es sei, so der herrische Bescheid, als die Eltern telefonisch die Abholung klären wollten, noch nicht genesen. Ein längerer Aufenthalt sei zum Wohl der Kleinen. Zu widersprechen kam ihnen wie schon bei der Kurverschreibung selbst nicht in den Sinn. Autoritätsgläubigkeit und Obrigkeitsschuld durchzog noch immer Teile der Gesellschaft, obwohl viele gesellschaftliche Verkrustun-

gen seit Ende der 1960er-Jahre aufbrachen. Vor allem Ärzte aber und ihr professionelles Personal genossen noch immer kuschendes grenzenloses Vertrauen als Autoritätspersonen mit Wissensvorsprung.

Einen Anruf außer der Reihe ließ das strenge Regiment der Schwestern nicht einmal an Heiligabend, sondern nur am Ersten Weihnachtsfeiertag zu. »Es war ein fürchterliches Weihnachtsfest für uns«, schreibt die Mutter in ihrem nun der Forschung zur Verfügung gestellten Bericht über diese für alle Familienangehörigen traumatische Erfahrung. Die war mit dem endlich erreichten Schlusstermin der Aufenthaltsverlängerung noch immer nicht vorbei. Nun hieß es, eine Mandelentzündung müsse erst auskuriert werden: neuerliche, zeitlich unbestimmte Kurverlängerung. Diesmal aber hielt die Mutter es nicht mehr aus. Sie bestand darauf, ihre Tochter heimzuholen. Daraufhin bot man ihr zumindest einen konkreten Termin für die Abholung an: Anfang Februar. Als die Mutter mit ihrer zweiten, fünfjährigen Tochter dann endlich auf Norderney ankam, erkannte das Kurkind weder sie noch ihre Schwester wieder. Nach über zwei Monaten Trennung waren beide Fremde für sie geworden. »Das ist deine Mama und das deine Schwester«, musste die Schwester im Erholungsheim erklären. Brav wiederholte das Mädchen, als spreche es über Menschen, die es gerade erst kennengelernt habe: »Oh, meine Tante Mama und meine Wester!«

Zwei Wochen lang fremdelte die Kleine zu Hause weiter, wollte sich nicht in den Arm nehmen lassen und vermied jeden Körperkontakt mit der Mutter. Kuscheln wollte die Zweijährige nur noch mit ihrem Vater – mit jenem Mann, von dem sie sich in der Kur hätte lösen sollen. Ein Schlaglicht auf die Verstörtheit des Mädchens wirft eine Episode, die sich einige Zeit nach der Kur zutrug. Für ein Familienbild versammelten sich die Eltern mit

ihren beiden Töchtern bei einem Fotografen. Die Kleine wehrte sich mit Händen und Füßen gegen den Aufenthalt im Atelier. Der neue Kinderarzt, den sich die Eltern wohlweislich gesucht hatten, mutmaßte, die Kamera habe schlimme Erinnerungen an die Kur wiederaufleben lassen. Das Kind habe wohl geglaubt, wieder geröntgt zu werden, wie Monate zuvor auf Norderney.

Brüchige und spärliche Erinnerungen

Alles, was hier an Beispielen für Schrecken in der Kur aufgeführt wurde, sind Ausnahmen. Ausnahmen nicht deshalb, weil andere ehemalige Verschickte sich an nette Aufenthalte erinnern. Sondern weil durch familiäre Aufzeichnungen, durch Aktennotizen, durch ein paar im Gedächtnis gebliebene scharfe Details zu äußeren Faktoren die Kinderkuren verortbar oder ihre spezifischen Schrecken wenigstens genauer benennbar sind. Viele Kurkinder haben den Schrecken in sich sitzen, die Details aber verdrängt und keine Aufzeichnungen als Unterstützung. Inzwischen brechen sie ihr Schweigen, stützen einander bei der oft mühsamen Spurensuche in der eigenen Vergangenheit. Für viele liegt die völlig im Dunkeln. Die Namen der Heime haben sie vergessen. Für viele ist es schon ein Erfolg, den Namen des Ortes zu wissen, an dem sie ihre Kur verbracht haben. Sie tasten sich etwa auf Postkartenbörsen an ihre eigene Geschichte heran, hoffen, dort ein Bild ihres einstigen Heims zu finden.

Viele haben bis tief in ihr Erwachsenenleben hinein mit der Vorstellung gelebt, nur ihnen sei es in ihrer Kinderkur so ergangen. Nur sie hätten gelitten. Im Erfahrungsaustausch mit anderen im Rahmen der Verschickungskinderinitiative begegnen sie nun endlich Leidensgenossen, vor denen sie sich nicht wortreich

erklären müssen. Wie viel Erleichterung spricht aus dem oft gehörten Satz »Endlich glaubt mir jemand.«

Dass die Erinnerungen so bruchstückhaft sind, liegt jedoch nicht nur daran, dass sie in ganz jungen Jahren gebildet wurden. Es liegt auch an den Mechanismen der Psyche, die einsetzen, wenn Angriffe auf die Seele übermächtig sind. Wenn der Übergriff auf die eigene Integrität sich nicht bewältigen lässt, setzt ein, was die Psychologie Dissoziation nennt. Dann werden nicht nur die Gefühle von dem Ereignis getrennt – sondern auch beides erst einmal aus der zugänglichen Erinnerung verbannt. »Dann kann man nur überleben, indem man die Wucht des Geschehens abmildert und die Ereignisse fragmentiert«, erklärt Arne Burchartz, der als Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapeut mit seinen Klienten auf dem Weg der Heilung versucht, ihre Erinnerungen wieder zusammenzusetzen.

Wenn aber das Geschehene in viele kleine Erinnerungsfetzen zerlegt wird, gibt es kein vollständiges Bild mehr davon. Die Erzählung darüber bleibt zwangsläufig löchrig und fahrig. Aber das in kleine Portionen aufgeteilte Erinnernte kann in alle nur erdenkliche Winkel des Ichs verschoben werden. So schützt sich die Seele und ermöglicht ein Weiterleben. Die Unmöglichkeit, zusammenhängend zu erzählen, hat ernste Folgen: Die unstimrige Erzählung führt zu Unglauben bei den Angesprochenen, der Unglaube zu weiterer Verunsicherung der Erzählenden.

Arne Burchartz arbeitet seit Jahren mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen. Bei den Verschickungskindern sieht er so ziemlich alle Parameter für ein Trennungstrauma erfüllt. Burchartz beschreibt das Dilemma, in dem die Kinder sich befanden: »Sie wurden in den Zug gesetzt, ohne zu wissen, was mit ihnen geschieht, und ohne darauf vorbereitet worden zu sein. Für kleine Kinder ist es entsetzlich, wenn die elterliche Fürsor-

ge unterbrochen wird. Das Kind bekommt Angst und fragt sich: »Was passiert mit mir? Wer sorgt jetzt für mich?« Aus der Bildungsforschung ist bekannt, wie elementar die Bindung für das Sicherheitsgefühl des Kindes ist. Beim Gros der Verschickungskinder wurde diese Bindung schon durch die oft mehrere Stunden dauernde Anreise ohne vertraute Bezugsperson gestört. Aus Kindern wurden Transportgüter, die von A nach B gebracht werden mussten. Von Berlin in den Schwarzwald, von Oberschwaben an die Nordsee, kein Weg war zu weit. Wenn es sein musste, fuhren die Züge bereits zu nachtschlafender Zeit los. Die Verwandlung der kleinen Menschen in Stückgut wird durch den Begriff Verschickungskinder unfreiwillig gut ausgedrückt. In manchen Erinnerungen ist ein Detail der Entindividualisierung doch haften geblieben: Reinhard und Heike, deren Schicksal in den folgenden Kapiteln genauer beleuchtet wird, wissen beispielsweise noch genau, wie sie bei der Ankunft auf Borkum zu Nummer 11 und Nummer 15 wurden.

»Die Kinder wurden überflutet von Angst, Unsicherheit und Hilflosigkeit«, gibt der Pädagoge, Theologe und Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapeut Burchartz eine herbe Diagnose ab. »Diese Kinder haben schlagartig all ihre Sicherheit verloren.« Damit meint er das, was Erwachsene allzu oft als »ein bisschen Heimweh« oder gar als »Reisefieber« abtaten. Beide Begriffe reduzieren eine seelische Ausnahmesituation, die Kinderärzte mittlerweile so ernst nehmen, dass sie ihr Krankheitsmerkmale zuordnen. Depression und Angst sind Symptome, die etwa der Kinderarzt Christopher A. Thurber aufgrund empirischer Untersuchungen in Feriencamps und Internaten der Trennung und dem neuen Zwangserleben zuordnet. »Heimweh«, formuliert Arne Burchartz schonungslos, »ist ein schönes Wort dafür, sich ein Trauma anzueignen.«

Einer Reporterin, die 1951 für eine Reportage über den Kuralltag ins Kindersolbad Bad Friedrichshall kommen möchte, empfiehlt der damalige Chefarzt, nur Kinder zu befragen, die bereits ein paar Wochen da sind, »damit vermieden bleibt, dass heimwehkranken Kinder zur Befragung kommen, wodurch sich leicht ein schiefes Bild ergeben könnte«. Es ist höchste Zeit, das wirklich schiefe Bild, das dieser Chefarzt so mitentstehen ließ, geradezurücken.

Was ist also geschehen in den Kinderkurheimen? Wenden wir uns den Zeitzeugen zu und dem, was sie berichten. Und schauen wir in die Archive und auf die dort schlummernden Aktenvermerke, Briefe, Beschwerden – kurz auf alles, was die Berichte der ehemaligen Verschickungskinder vervollständigen und ergänzen kann. Denn jedes Dokument ist ein Puzzleteilchen, das hilft, das System der Kinderkurverschickung zu durchleuchten und offenzulegen.